



FOTOS UND TEXT:
MARTIN GERNER

Vor ein paar Tagen waren Prüfungen in der Schule. In Naturwissenschaften musste Mirwais Fragen beantworten: Warum werden Hülsenfrüchte gekocht gegessen? Welche ansteckenden Krankheiten kennst du? Wie kann man verhindern, dass Kinder sich falsch ernähren? Auf alle Fragen habe er eine gute Antwort gehabt, meint er. Mirwais ist zehn Jahre alt. Er geht in die vierte Klasse und würde gern mehr lernen, aber dafür sei nicht genug Zeit. Unter seinen Fingernägeln sammelt sich schwarze Schuhcreme, mit Schuheputzen verdient er 70 Rupien am Tag, ungefähr einen Euro. Ohne sein Geld und die drei Euro des Vaters, der Waren auf Handkarren durch die Stadt bewegt, schafft es die Familie nicht bis ans Monatsende. Was er vom Militär mitbekomme? „Von den Ausländern weiß ich“, sagt er, „dass sie in großen Fahrzeugen kommen, hier arbeiten und nach Char Dara rausfahren, wo sie Krieg führen.“



Der zehnjährige Mirwais putzt für ein paar Rupien am Tag Schuhe. Unser Autor traf ihn bei seinen Recherchen und Dreharbeiten für einen Dokumentarfilm über den Alltag in Kundus.

Vom Leben in Kundus

Eine Stadt über die ganz Deutschland redet, die aber keiner kennt: Unser Autor hat in Kundus immer wieder mehrere Wochen verbracht – und Einblicke in den afghanischen Alltag bekommen



Vom höchsten Haus im Zentrum der Stadt sieht man gut, wie die Menschen ab sechs Uhr morgens die Straßen in einen quirligen Basar verwandeln: Bauern balancieren meterhoch Gemüse auf dem Rücken ihrer Esel in die Stadt, Brothändler tragen in großen Schalen Gebackenes auf dem Kopf. Ihre Patus, wollene Decken, schützen sie vor der Kälte. In unregelmäßigen Abständen fahren auch Patrouillen der Bundeswehr in gepanzerten Fahrzeugen an dieser Kreuzung vorbei.

Die Stadt mit ihren schätzungsweise 120 000 Einwohnern ist wie viele Krisenstädte: Bei aller Spannung leben hier Menschen ihren Alltag und begrüßen Fremde freundlich mit „How are you?“ oder „Hello Mister!“. Es braucht Zeit, bis man die Negativschlagzeilen aus dem Kopf getilgt hat, eine Auseinandersetzung mit der eigenen Psyche. Auch mit der Vernunft. Schließlich verbirgt sich nicht hinter jedem Baum ein Attentäter. So gewinnt man am ehesten Zugang zu den Menschen von Kundus.



Ein ganz gewöhnliches Wohnviertel von Kundus. Es ist Freitag, Wochenende. Frauen sind zu Fuß unterwegs und besuchen Nachbarn und Verwandte, andere machen Besorgungen für das Mittagessen. Männer plaudern im Stehen oder sind auf dem Weg zum Mittagsgebet. Ein Kind treibt das Mädchen einer ausgerangierten Maschine vor sich her. Das Gewirr der Stimmen wird ab und an von einem Auto unterbrochen. Militärpatrouillen fahren durch solcher schmaler Gassen nur in Ausnahme-

fällen. Die erdfarbenen Wege im Mittagslicht mögen romantisch anmuten: In der Regenzeit, die im Spätnovember einsetzt, kann sich die Straße schnell in eine einzige Schlammwüste verwandeln. Hohe Mauern aus Lehm und Stroh grenzen den eigenen Besitz ab. Meist leben hinter den Lehmwänden acht- bis zehnköpfige Familien, dazu einige Stück Vieh. Die Hausdächer, die mit dicken Balken verfestigt sind, werden jedes Jahr nach dem Winter mit einer neuen Lehmschicht abgedichtet.



Das Haus von Bibi Gul hat einen Innenhof. Zu Eid, dem Opferfest, wird eine Ziege geschächtet. Das traditionelle Schächten folgt einem Ritual, oft wird dazu ein Metzger bestellt. Bibi Gul hat ihren Nachbarn um Hilfe gebeten. Zu den großen Festlichkeiten ist die Aufteilung des Fleisches vorgegeben: Ein Drittel bekommen die Armen, das zweite Drittel Verwandte und Bekannte, der letzte Teil verbleibt im Haus. Bibi Gul hat unter den Taliban bei der Polizei als Putzfrau gearbeitet, seit drei Jahren ist sie selbst Beam-

tin. Sie durchsucht Frauen unter der Burka auf Waffen oder Sprengstoff. Mal an öffentlichen Gebäuden in der Stadt, mal an einem der Checkpoints am Stadteingang. Ihr spärliches Gehalt hat sich in den drei Jahren verdoppelt. Sorgen macht sie sich gleichwohl: „Als ich noch in der Provinz Dienst tat, hatte ich eine amerikanische Waffe. Bei meinem Wechsel zur städtischen Polizei hat man sie mir abgenommen. Ich fühle mich unsicher. Wie kann ich ohne Waffe meine sieben Kinder und mich schützen?“



Vier Fußballfelder liegen im Zentrum der Stadt. Chaman, Wiese, heißt die Grünfläche, auf der am Wochenende Fußball, Cricket und Volleyball gespielt werden, in Afghanistan sehr populäre Sportarten. Sogar eine nationale Fußball-Liga ist in Planung, bisher gab es nur regionale Spiele.

Die jungen Männer am Spielfeldrand feuern ein Fußballteam an. Spieler wie Zuschauer tragen die Perhan Tamban, das traditionell weite Hemd mit Pluderhose. Vereinzelt sind Frauen zu sehen,

im Familien- oder Freundeskreis, die hier picknicken. Ein bärtiger alter Mann bereitet Suppe auf einem Gaskocher zu, ein paar Meter weiter backen Bolanis, gefüllte Gemüsepannenkuchen, in der Pfanne. Erholung suchen die Bewohner von Kundus vor allem in der Stadt, seit die Sicherheit sich außerhalb der Stadtmauern verschlechtert hat. Aber vor einigen Wochen explodierten drei Tanklaster direkt hinter den Fußballtoren des Chaman. Opfer gab es dabei nicht, nach offiziellen Angaben.



Hotel heißen die Lokale, in denen man zum Mittagstisch einkehrt. Draußen fächert ein Angestellter mit dem Schilfwedel über die Fleischspieße auf dem Grill. Sie sind gespickt mit Hammel- oder Rindfleisch, Fett- und Paprikastücken. Solange das Fleisch brät, unterhalten sich die Männer drinnen beim Tee. Zehn Spieße kosten umgerechnet 1,20 Euro, 40 Cent das Teekännchen, alles wird teurer. An den Wänden hängen Fußballposter: Ronaldinho, Messi, Ballack. Aus einem Fernseher, wie er in

jedem Lokal steht, kommt Musik: Stars und Sternchen aus Bollywood, aufreizend geschminkte Frauen ohne Kopftuch tanzen in dünnen seidenen Röcken. Einige Männer starren auf die Bilder, während ihre Kiefer Fleisch kauen und Knochen abnagen. Der Kontrast zur Wirklichkeit draußen vor der Tür könnte größer kaum sein. Eine Frau in blauer Burka kommt zur Tür hinein. Sie nähert sich einem Tisch und streckt ihre Hand den Männern entgegen. Für ein Almosen.



Jungen Filmschaffenden fehlt es in Afghanistan an Geld und technischen Mitteln, ihre Ideen umzusetzen. Akmal, Anfang 30, inszeniert auf einem wenig befahrenen Weg in der Stadt einen Kampf mit Messer und Beil: Zwei junge Männer, so steht es im Drehbuch, haben bei einem Glücksspiel um eine Frau gewettet. Der Unterlegene im Film will sein Los nicht akzeptieren und sinnt auf Rache. „So etwas gibt es vereinzelt noch draußen in der Provinz Kundus“, erzählt Akmal, der sich von einer wahren

Geschichte hat inspirieren lassen. Obwohl es auch ein Actionfilm sei, wolle er zugleich auf gesellschaftliche Missstände hinweisen. Akmal hat sich das Filmhandwerk selbst beigebracht, learning by doing. Später, als er das Foto sieht, bemerkt er, dass die Polizei fehlt unter den Schaulustigen: Sonst drängten sich die Beamten gerne ins Bild, in der Hoffnung, so im Film zu sein. In seinem Drehbuch überführt die Polizei den Schuldigen am Ende. Wäre es doch immer so wie im Film.